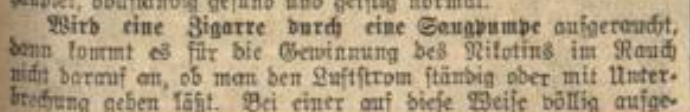


22. Jahrgang.



Der Millionär ist kein Freund des Nikotols. Er ist es nur, wenn er Trinkgeld gibt.



* Der Dienstag im Kurhaus. Morgen Dienstag durchfährt die Mail-coach der Kurverwaltung (3 Uhr ab Kurhaus) die Künftigen Parteien unserer nahen Wahlen und zwar Rerotal, Rumbachingen, Fischbach über Alental oder Almdal zurück. — Der Musikalische Abend, welchen die Kurverwaltung morgen Dienstag im Abonnement veranstaltet, findet zu Ehren des hier tagenden 5. Verbandstages der deutschen Frauen-Hilfs- und Pflege-Vereine vom Roten Kreuz statt. Es ist selbstverständlich, daß bei einem solchen Anlasse die Gäste der Stadt den Vorzug haben. Die Kurverwaltung wird ihren eingeladenen Gästen 400 Plätze reserviren, worauf die verehrlichen Kurhausabonnenten gewiß Rücksicht nehmen werden. Kapellmeister Afferni wird den Abend mit der Ouverture zum „Nikolchen“

* **Schluß der Mannheimer Ausstellung.** Man schreibt uns u. a.: Am Mittwoch werden aus den Heftbeständen des Regimentsellers 2, 4, 6, 8 und mehr Flaschen Wein an den 1000, 2000, 3000, 4000, etc. Käufer einer Tageskarte verteilt. An Beleuchtungs-Effekten wird jeden Tag etwas anderes geboten, jedoch die Besucher noch einmal die ganze Herrlichkeit der Ausstellung bewundern können. Der feierliche Schlußakt findet am 20. Oktober statt. Am Abend, nachdem die letzte Rakete zerplatzt, die letzte Feuergarbe erloschen ist, wird die Ausstellung für immer geschlossen.

Original-Pakete zu 1.50, 3.— und 5.— Mfr.

Werkstätte für Wohnungs-Einrichtungen jeden
Stils. Grösste, existierend, stets wechselnde
Sonderausstellung von ca. 300
ausstergültigen Wohnräumen in jeder
Preislage. 89 10

Wachsmuth, 1904.

[illegible]



Nr. 241.

Dienstag, den 15. Oktober 1907.

22. Jahrgang.

Aus allen Straßen.

Roman aus dem Nachtleben einer kleinen Stadt von Heinrich Bandlow.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Gut geschlafen?“
 „Dante, Sie doch auf?“
 „Ich schlafe immer gut.“
 „Sie haben ja auch keine Sorgen!“
 „Nein, eigentlich nicht! Sie?“
 Sie seufzte und guckte an ihm vorbei. Dann fuhr sie fort:
 „Und sind ein glücklicher Mann!“
 „Eigentlich ja! Sie doch auch? Das heißt, eine glückliche, junge Dame!“

„Gott, wie man's nimmt! Wenn man erst so alt ist wie ich —“

„Sie sind schon recht alt!“
 „Ja, fünfundsiebenzig; nun geht's bald ins alte Eisen! Nicht wahr, das verraten die Mädchen nicht gerne, aber mir macht's nichts aus. Und wenn man erst so alt ist, denkt man schon vernünftig, meine ich. Freilich, Fräulein Untersteiner, die noch ein Jahr älter ist, will noch immer den Badsich herausbeissen!“

Sie schaute in diesem Augenblick nicht, daß sie auch so wie Fräulein Untersteiner machte.

„Mir gefällt ihr Wesen sonst recht gut!“ sagte der boshafte Arzt.

Sie errötete und meinte:
 „Mir ja auch, bis auf ihre Haartracht — vorn will ich noch nicht fagen; aber hinten — o Gott, o Gott!“

„Nun, das verstehe ich nicht so recht!“
 „Die Herren kümmern sich ja auch um dergleichen weniger, sonst würden Sie bemerkt haben, daß z. B. Fräulein Hupp eine wundervolle Haarfrisur trägt!“

Fräulein Hupp war das häßlichste Mädchen der Stadt. Der Doktor erwiderte mit einem Ernst, als wenn er einem Kranken den Puls fühlte:

„Ein sehr nettes Mädchen!“
 Dabei strich er eine dicke Schicht Leberwurst auf sein Butterbrot.

Lieschen lachte munter auf.
 „Ich meine es wirklich im Ernst,“ fuhr er fort, „ich beurteile die Menschen doch auch etwas nach ihrem inneren Wert, und die kleine Hupp ist ein bescheidenes, natürliches Mädchen!“
 „Ja, gewiß!“ erwiderte Lieschen und bemühte sich, bescheiden und natürlich auszu sehen. „Es waren auch recht dumme Bemerkungen von mir, das mit dem Haar —“

„Beleidigen Sie nicht die Tochter meines Hauswirts, dann bekommen Sie es mit mir zu tun, mein Fräulein! Fräulein Lieschen Schetter redet kein dummes Zeug, sondern nur weise Dinge, die allen Menschen gefallen, ich weiß z. B., daß ein gewisser Jemand ganz entzückt ist, wenn er Sie sieht und sprechen hören kann!“

Das Blut stieg ihr in die Wangen, und sie verbarg ihre Freude hinter einem wegwerfenden:

„Ach, wer das wohl wäre!“
 „Ja, raten Sie einmal!“

„Es gibt keinen solchen gewissen Jemand!“
 „Doch! Ich weiß es bestimmt!“
 Sie antwortete nicht.
 „Soll ich's fagen?“
 Sie blinnte verschämt und liebevoll auf ihn.
 „Es ist der Küster Hens!“
 „Ach schämen Sie sich! Der —“ versetzte sie und zog die Nase kraus.

„Er hat viel natürlichen Witz, und daß er das Herz auf dem rechten Fleck hat, sieht man daran, daß er ein freundes Kind aus Erbarmen mit der traurigen Lage, angenommen hat. Und das liebt er wie sein eigenes, und weil er ein rechter, tüchtiger Mann ist, darum hat er die hiesige schöne Küsterstelle erhalten! Es fehlt ihm nur eins, nämlich eine hübsche Küsterin; aber beeilen muß er sich damit, denn er nähert sich schon dem klugen Alter!“

„Ach, da fällt mir ein,“ sagte Lieschen ablenkend, daß gestern abend noch eine Dame hier war, die Sie sprechen wollte! Sie waren fortgegangen!“

„Wer war's denn?“
 „Sie ging tief verschleiert! Ich kannte auch ihre Stimme nicht, sie sprach recht leise und wollte wiederkommen! Ihren Namen wollte sie nicht nennen, obwohl ich ihr vorzuschlug, daß Sie ja zu ihr gehen könnten!“

„Nun, sie wird wohl wiederkommen!“ sagte der Arzt, und Jakob, weil seine Mahlzeit beendet war, das Geschirr zusammen.

Lieschen entfernte sich; der Arzt rauchte und las wieder, und es kamen Kranke zur Sprechstunde, Kranke mit den furchtbaren Wahrzeichen, daß die Bürgerin Schwindsucht sie umklammert hielt, und Kranke, die von einem Insekt gestochen waren, Kranke, die nicht schlafen konnten, und Kranke, die zu viel schliefen, Kranke, denen nur ein geregeltes, ordentliches Leben helfen konnte, das zu führen sie nicht die Kraft hatten, und Kranke, denen auch dies nicht mehr half, weinende und lachende, wirkliche und eingebildete Kranke, Kranke, die zu Hause über ganze Stöße medizinischer Bücher grübelten, auf Besuche Anzeigen hin Arzneimittel kauften, insgeheim sich von anderen Ärzten beraten ließen, jeden Leidenden nach seinem Uebel befragten, täglich dabei neue Krankheit an sich entdecken und noch kränker von alledem wurden, Kranke aus allen Straßen.

Die sich im Leben fremd und kühl gegenüberstanden, auseinander gerissen durch die gesellschaftliche Luft, die einte hier im Vorzimmer des Arztes das Unglück, wie es die Schiffbrüchigen eint, und jeder hatte Erbarmen mit dem andern. Der nierenleidenden Fabrikherr sprach vertraulich mit dem armen mogenkranken Schneider, dem nichts weiter fehlte, als gesunde Nahrung, die gichtkranke Geheimrätin redete liebevoll einem Dienstmädchen zu, das Zahnschmerzen hatte, und eine halbblinde Dame flüsterte mit einer Handwerkerstochter, die schief gewachsen war, dies aber durch die Kunst der Schneiderin geschildert verdeckte. Ihr Bräutigam hatte sie verlassen, als er es bemerkt hatte, und seit dieser Zeit stand sie bis in die Nächte am Fen-

ster, es von Zeit zu Zeit öffnend, nach ihm ausspähend und dabei gütig und blöde lächelnd, mit dem schrecklichen Lächeln, das bei armen Geisteskranken nicht wieder verschwindet.

Stundenlang sprach und tröstete Doktor Bischoff, und als der letzte Besucher — ein zuckerkranker Handelsmann — ihn mit dem glücklichen Gesicht einer neubelebten Hoffnung verließ, da zog er den Ueberzieher an, nahm Hut und Stod und besuchte seine bettlägerigen Kranken in der Stadt.

4. Kapitel.

Er kam bei dem Gang durch die Mauerstraße um die Mittagszeit auch zu Pläter und fragte, wie es dem kleinen Burschen ergehe.

Der Mann sagte, das Kind habe in der Nacht sich gewälzt und sich in seinem Fieber gegen den Lehrer gewehrt, als wenn dieser ihn peinige und mit dem Messer bedrohe.

„Run, solche Lehrer gibt es doch glücklicherweise nicht!“ sagte der Arzt.

Pläter zuckte die Achseln, rieb sich die knochigen Hände und antwortete nicht.

Doktor Bischoff öffnete die Fensterläden, die von innen die Fenster vor dem Tageslicht schützten und sagte:

„Es riecht hier etwas dumpf und feucht; stellen Sie doch Verbindung mit frischer Luft her, indem Sie alle Türen öffnen, ohne daß Zugluft entsteht. Kommt die Sonne nicht ins Schlafzimmer?“

„Nur wenig, im Sommer! Der Stall draußen verdeckt sie!“ erwiderte der Mann.

„Das ist gar nicht gut! Nun wollen wir uns einmal den kleinen Kranken ansehen! Sieh da, mein Junge, kennst Du dies?“

Er gab ihm mit diesen Worten einige Äpfel, und es ist schwer zu sagen, wer sich über diese Aufmerksamkeit des Arztes mehr freute, das Kind oder der Vater oder die Mutter. Das Herz kleiner Leute kann durch die geringfügigste Kleinigkeit im Sturm erobert werden, die von angesehenen Leuten kommt. Sie empfinden dies als einen Beweis, daß sie einer Achtung und Ehre wert gehalten werden, und vergessen den Spender eines guten Worts oder einer kleinen Gabe ihr Leben lang nicht. Und nun erst gar, wo die Eltern erkannten, daß der Arzt sofort durchschaute, daß er es hier nicht mit einem gewöhnlichen Kinde, sondern mit einem Goldkinde zu tun habe. Es gab ja in der Nachbarschaft überhaupt keine Leute, die von dem Knaben bezaubert waren, sie hielten ihn für einen verzogenen, heimtückischen Vengel. Und nun der Arzt — der hatte ihn gleich richtig erkannt und bewertet. Von diesem Augenblick an war er der demütigen Dankbarkeit dieser Familie sicher, sie glaubten ihm alles auf's Wort und priesen seine Kenntnisse ins Unermeßliche.

Der Arzt setzte sich ans Bett des Knaben, unterhielt sich mit ihm, wenn er ihn untersuchte, und fragte ihn, ob er denn auch Spielzeug habe.

„Einen Wagen und eine Karre!“ sagte die Mutter.

„Die Dinge sind zu schwer im Bett!“ sagte der Arzt.

„Er hat ja noch eine Puppe!“ warf der Mann ein.

„Eine Puppe für einen Jungen?“ fragte Doktor Bischoff wohlgelaunt.

Die Mutter brachte mit leichtem Lächeln das menschliche Ebenbild hervor.

„Man sieht's an ihrem blassen Gesicht,“ sagte der Arzt, „daß das Fräulein schlecht genährt sein muß. Wahrhaftig, sie ist mit Sägespänen aufgefüttert! Aber ein Junge muß fidelere Gesellschaft haben, ich habe Dir einen Hampelmann mitgebracht. Du weißt doch das schöne Lied vom Hampelmann, was?“

Des Knaben Augen leuchteten, als der Doktor, indem er mit den Händen den Hampelmann tanzen ließ, einige Hampelmann-Verse sprach, in denen gesagt ist, daß auch zuweilen lebende Menschen inwendig hohl sind und statt der Seele einen Windhaben haben, an denen man sie leicht regiert, daß sie Hampeln, daß viele bloß nach Ehre und Reichthum, andere nach gut Essen und Trinken strampeln, und daß sie an diesem Faden zu fassen sind.

Die Mutter lachte Tränen bei den scherzhaften Worten und Mienen des heiteren Mannes; in dem ewigen Grau ihrer Tage mit ihrem mürrischen und verschlossenen Mann gab es keinen Frohsinn und keine Heiterkeit. Auch der Fuhrmann hatte die Augen nicht von dem Arzt weggewendet, und über sein Gesicht huschte ein flüchtiger Schatten, wie ein Lächeln.

„Es ist völlig unbedenklich mit dem Kleinen,“ sagte der Doktor. „Es war nichts als eine kleine Erkältung, lassen Sie ihn noch einige Tage im Bette, dann läuft der Otto wieder zur Schule! Was, Junge?“ Und er streichelte ihm liebevoll den Kopf.

Der Kleine spielte bereits mit dem Hampelmann, und da er obendrein noch mehrere Tage schulfrei haben sollte, so konnte

sein Glück keine Grenzen. Er lachte und lachte.

„Noch einmal das Lied,“ sagte er.

„Nein, mein Junge, so viel Zeit habe ich nicht; ich muß noch zu anderen Kranken; aber ich will Dir's aufschreiben! Und dann lernst Du es und richtest Dich danach! Es gibt noch bessere Dinge als Reichthum und Ehre, als Essen und Trinken, das sollst Du daraus lernen, und daß die Seele nicht austrodne. Ein zufriedenes Gemüt, mein Kind, das ist ein unschätzbares Gut, aber das weißt Du noch nicht!“

Als der Arzt aufstand, sagte er zu den Eltern, sie möchten das Kind an reichliche, kalte Waschungen gewöhnen, ihm das Gurgeln mit Wasser beibringen und ja für Reinlichkeit in dem kleinen Zimmer sorgen, Mahnungen, die die Frau zu befolgen versprach und tatsächlich auch eine halbe Woche befolgte. Dann ging alles wieder seinem alten Gang in diesem Hause. Nur, daß Pläter jetzt noch häufiger als sonst vor sich hinstarrte:

„Schade, daß ich ihn nicht zu fassen habe, schade, schade! Der Glien! Der braucht nur den Hals aufzumachen, da fliegt's Glück hinein, Posthalterei und Doktorfuhren, ja, ja, das wäre etwas! Nur zehn Jahre lang, dann könnte man sich schon rühren!“

Und er sah mit giftigen, flackernden Blicken auf Glien's Pferde; aber seine Worte wurden nicht gehört, und seine Blicke nicht beachtet. Er sah in der Welt nur auf sich, allein auf sich, und an dem Faden, der aus seiner trockenen Seele gesponnen war, zog eine böse Hand, die nicht los ließ und ihn strampeln ließ, bei Tage und Nacht, daß er oft aus Träumen aufwachte und dann grübelnd im Bett lag.

5. Kapitel.

Doktor Bischoff hatte stets eine Anzahl von Gründen, um zuweilen seinem Kollegen, dem alten Doktor Prospill, einen Besuch zu machen; aber es kam so weit, daß er sich nicht mehr die Mühe gab, den Grund seines Besuches zu nennen, sondern er kam und war dann da. Zuerst hatte er sofort irgend einen interessanten Krankheitsfall hervorgeholt oder das Bedürfnis gefühlt, über die politische Haltung irgend einer Partei herzufallen und als Bundesgenossen den alten Doktor einzuladen. Zuweilen, wenn nichts derartiges oder ähnliches vorlag, präsentierte er ihm sogar das Wetter, das der Witterung willig und lachend hinnahm.

Zuletzt empfand Doktor Bischoff, daß dies alles eigentlich Schwindel und Unfug sei, klopfte an die Stubentür, und auf das „Herein“ wurde er, ohne daß er einen Grund anzugeben nötig hatte, herzlich empfangen von Herrn Doktor Prospill, Frau Doktor Prospill und Fräulein Gertrud Prospill, der lieblichen Tochter des Ehepaares.

(Fortsetzung folgt.)



Zwiebeln

per Pfund 6 Pf., 4 Pfund 20 Pf.

7865

Carl Hattemer,

Dohheimerstraße 74,
Rheinstraße 73.

Denkspruch.

Wie Sturmwind . . .

Der Sturmwind rüttelt am Mauerstein,
Bald wird wieder Lenz auf Erden.
Die alten Menschen fallen mir ein,
Die nicht lang mehr leben werden.

Die reden nun so hin und her:
„Das wird wohl der letzte Maien!“
Und murren leise — und nicken schwer —
Wie sie einsam geworden seien.

Und schmälen und murmeln dies und das,
Daß nichts Liebes geblieben,
Der Sturmwind rüttelt am Fensterglas,
Und späte Flocken stieben.

Da will's den alten Menschen gar
Feucht an der Wimper hangen:
Das Leben, und wenn es lange war,
Wie Sturmwind ist es vergangen!

Ernst Zahn.

Der Bloch.

Woher stammt dieser Ausdruck, der in der Politik heute eine so entscheidende Rolle spielt? Wie man weiß, versteht man darunter in Frankreich die Zusammenfassung der linksstehenden Parteien im Parlament, die in den letzten Jahren die Richtung der französischen Politik ausschlaggebend bestimmt hat. Zum ersten Male wurde dieses Wort in einem so prägnanten Sinne von dem Manne in einer kritischen Stunde in der Deputiertenkammer gebraucht, der dem neuen Parlament sein charakteristisches Gepräge aufdrückt: Clémenceau. Wie das kam, daran wird im „Gaulois“ wieder erinnert.

Es war vor 16 Jahren; im Théâtre-Français fand die erste Vorstellung eines neuen Werkes von Sardou statt, des Thermidor, das sich, wie ja auch der Titel schon anzeigt, mit der französischen Revolution beschäftigte. Dabei brach nun ein so arger Theaterandal aus, wie er in den Annalen des „Théâtre Molières“ noch nicht vorgekommen war. Nach dem ersten Akt schon ließen sich laute Pisse vernehmen, und ein gewaltiges Lärmen entstand. Man glaubte zunächst, es wären die Konservativen, die sich gegen die Vorführung von Revolutionsjzenen wehrten. Wer bald erkannte man, daß es die Revolutionäre selbst waren, die dieses Stück über die Revolution auspufften. Nach dem zweiten Akt war das Getöse noch viel größer, und da sich von allen Seiten auch der Beifall erhob, entstand ein erbitterter Kampf, der in einem wilden Lärm endete. Ein wahrer Sturm von Pissen, Rufen und Schreien erhob sich aber im dritten Akte, als Coquelin die große Erzählung vom Sturz Robespierres begann. Ein früheres Mitglied der Kommune Bissagarey feuerte im Schatten einer Loge durch gellende Pisse seine Kampfansage an, die Schauspieler wurden in ihren Neben überschrien und standen gelassen und ruhig auf der Bühne, bis der Sturm sich legen würde. Bald wußte man allgemein, daß der eigentliche Leiter dieses ungestümen Protestes gegen das Stück Clémenceau sei, der sich selbst im Theater befand und durchaus das Vorgehen der Unruhestifter billigte. Schließlich mußte die Vorstellung abgebrochen werden und am folgenden Tage wurde die Aufführung des Stückes verboten, weil man neue Lärmjzenen und noch stärkere Mißverständnisse fürchtete.

Das war um so merkwürdiger, als das Stück Sardous durchaus republikanisch war und mit einer ausgesprochenen Vorliebe für Danton eine allgemeine Begeisterung für Freiheit und Vaterland verband. Das Verbot des Stückes wurde in einer Sitzung der Deputiertenkammer besprochen, und dabei hielt Clémenceau eine Rede, in der er seine berühmte Theorie vom „Bloch“ aufstellte. Er verteidigte die ungestümen Äußerungen des Mißfallens, die sich bei der Premiere hatten hören lassen. „Es handelte sich nicht darum“, rief er aus, „ob das Stück für oder gegen Danton, für oder gegen Robespierre ist. Ob man es will oder nicht, die französische Revolution ist ein „Bloch“, an dem sich nicht rütteln und nicht rühren läßt. Und die Revolution dauert noch an,

weil es auch heute noch dieselben Männer sind, die für die Republik gegen ihre Feinde streiten. Ja, was unsere Ahnen gewollt haben, wir wollen es noch. Die Konservativen sind dieselben geblieben, wir haben uns nicht verändert. Das ist es, warum der Kampf so lange dauern wird, bis eine der beiden Parteien siegreich ist, und warum die Bürger ihre Pflicht tun müssen, wenn sie die Regierung nicht tut.“

So stellte Clémenceau die Revolution als ein unerschütterliches Wahrzeichen in der französischen Geschichte auf, das durch kein Theaterstück irgendwie berührt werden dürfe, als einen „Bloch“, um den sich auch heute noch die republikanischen Parteien scharen müßten, und er drohte der Regierung, daß der Unwille des Volkes jede Wiederholung des Thermidor verhindern würde. So blieb denn das Stück aus Rücksicht gegen den „Bloch“ verboten, aber das Wort war geschaffen und haftete den linksstehenden Parteien an. Es ist eine leise Ironie, daß der Schöpfer dieses Wortes heute Ministerpräsident ist und für Ruhe und Ordnung auch in den Theatern zu sorgen hat.



Frauenleben in der Zeit Eduards IV.

Wir veröffentlichen nachstehend einen Auszug aus dem Tagebuche einer Dame der guten Gesellschaft aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der unsere Leser gewiß interessieren dürfte. Das Manuskript befindet sich noch heute im Archiv des Drummond Castle. Es handelt sich um Elizabeth Woodville, bekannt durch ihre Heirat mit Lord Grey, späterhin Gattin Eduards IV., die während der Regierung Heinrichs VII. im Exil in Southwark starb.

Montag morgen. — Aufgestanden um 4 Uhr. Da Rachel, die zweite Milchmagd, sich gestern abend die rechte Hand schrecklich verbrüht hat, half ich Katharina die Wunde messen. Dann Rachel einen Umschlag gemacht und Robin einen Penny gegeben, um Salbe vom Apotheker zu holen.

Sechs Uhr. — Das Hinterviertel eines Kindes war zu scharf gekocht, und das Bier ist schal geworden.

Sieben Uhr. — Mit der Lady, meiner Mutter, im Garten spazieren gegangen. Für 25 Burschen und Mädchen Essen ausgegeben. Thib Roger fühlt sich nicht wohl und will nichts essen.

Acht Uhr. — Mit Dorothea, meiner Jungfer, nach der Wiese hinterm Haus gegangen. Thump, den kleinen Pony, eingefangen und einen Ritt von sechs Meilen (englische) ohne Sattel und ohne Baum gemacht.

Neun Uhr. — Zum Essen gegangen. John Grey, ein sehr netter junger Mann, — aber was ist er mir? — Ein tugendhaftes Mädchen soll sich vollkommen der Führung der Eltern anvertrauen. John ah nur wenig, warf aber dafür um so mehr zärtliche Blicke auf mich; er meinte, seiner Meinung nach könnten nur gutherzige Mädchen auch hübsch sein. Ich hoffe, ich habe kein unverträgliches Temperament, niemand findet Fehler an mir, ausgenommen Roger, und er ist der unordentlichste Mensch in unserer Familie. John Grey liebt weiße Zähne. Ich glaube, meine Zähne sind von einer sehr hübschen und gesunden Farbe. Meine Haare sind lohlschwarz, genau wie Johns.

Elf Uhr. — Wir erheben uns von der Tafel. Unsere Gäste wollen einen Spaziergang über die Felder machen. John Grey möchte mich gern die Treppe herunter tragen, und zweimal drückte er mir leidenschaftlich die Hand. Ich kann nicht sagen, daß ich gegen John Grey etwas einzuwenden habe, er ist sehr nett zu mir, zeigt sich sehr liebevoll zu seinen Eltern und auch den meinen, und versäumt nie Sonntags zur Kirche zu gehen.

Drei Uhr. — Das Haus des armen Pächters Robinson ist abgebrannt. John Grey veranstaltete eine Sammlung für den Armen. Ich habe vier Pfund Sterling gegeben. Wie sehr John so reizend aus wie jezt.

Vier Uhr. — Ging in die Kapelle zum Gebet.

Sechs Uhr. — Küchle die Schweine und das Gedeck deckt.

Sieben Uhr. — Das Abendessen steht auf dem Tisch. Wir haben uns bis jetzt mit dem armen Robinson beschäftigt. — Die Gänseleberpastete ist zu scharf gebacken, und das Schwein zu sehr geröstet.

Neun Uhr. — Die Gesellschaft ist sehr müde, diese späten Stunden sind sehr unangenehm. — Eben habe ich wieder gebetet. John Grey hat meine Gedanken zuerst zu sehr beschäftigt, so daß ich nicht die rechte Andacht hatte. — Ich schlafe ein und träume von John Grey.



Die „Gefetze des Glücks“.

Eine Unterstützung des Glücks ist eigentlich in unserem aufgeklärten Zeitalter nicht mehr angebracht. Doch findet man noch heute gebildete Leute, die beispielsweise nie ein neues Unternehmen an einem Freitag eröffnen, die mit Salz sehr sparsam umgehen und entmutigt sind, wenn sie eine Eister sehen. Alle diese Kleinigkeiten sind Ueberbleibsel des Aberglaubens, die man als die „Gefetze des Glücks“ zusammenfassen könnte, und an dem unsere Vorfahren mit großer Zähigkeit festhielten. Unsere Ahnen hielten an vielen heute komisch wirkenden Gewohnheiten fest, von denen sich ihre Nachkommen erst nach und nach befreien konnten.

Im Mittelalter wurden durch den Hausvater genau die Gefetze für die Mitglieder des Hausstandes geregelt. Eine genaue Kleiderordnung wurde aufgestellt, bei einem Fest bestimmte er die Anzahl der aufzustellenden Tische und die Reihenfolge der Speisen; die alltäglichsten Dinge wurden durch eine Hausordnung reguliert. Man glaubte vollkommen ernst an glückliche Tage, glückliche und unglückliche Handlungen, Worte, Gedanken und selbst Träume.

Als Jakob I. von England beabsichtigte, die sterbliche Hülle seiner Mutter von der Peterborough Cathedral nach der Westminster Abtei bringen zu lassen, überreichte man ihm eine Bittschrift, von vielen der angesehensten Edelleute und Bürger unterzeichnet, worin man ihn bat, diesen „unglücklichen“ Plan aufzugeben. Man glaubte nämlich allgemein, daß die Ausgrabung eines Leichnams aus seiner ursprünglichen Grabstätte den Tod anderer Familienmitglieder zur Folge haben würde. Der bald darauf erfolgte Tod des Prinzen Heinrich und der Königin Anna schienen auch diesem Aberglauben recht zu geben.

Man mußte wirklich ein gutes Gedächtnis besitzen, um bei allen Handlungen zu wissen, ob man sie ausführen darf oder nicht. Aus diesem Grunde hielten sich viele Große (Katharina von Medici, Wallenstein usw.) ihre Sterndeuter, die ihnen glückliche Tage und Stunden angaben. Wer hätte wohl irgend etwas am ersten Montag im April, dem Geburtstage Karls, oder am ersten Montag im August, dem Jahrestage der Zerstörung von Sodom und Gomorrah, begonnen? Der Glaube, daß es von Unglück sei, am „Fest der unschuldigen Kinder“ (28. Dezember) etwas anzufangen, hat sich bis ins achtzehnte Jahrhundert bewahrt, und Philip de Comines bemerkt ausdrücklich in seiner Chronik, daß Ludwig XI. fest an diesen unglücklichen Tag glaubte.

Ebenso wie man den „bösen Blick“ und die „Mascotta“, die übrigens durch ihr Vorhandensein Wohlstand im Gefolge haben sollte, glaubte, sollten auch gewisse Tiere Glück und Unglück bringen. Eine schwarze Katze, die das Haus betrat, brachte Glück, dagegen war eine weiße Taube ein unheilvoller Gast. Ein schreieses Pferd galt als Glückbringend, ein weißes bedeutete Aergern. Der glückliche Findex von altem Eisen, besonders einem Hufeisen, wurde als glücklicher Mensch angesehen.

Ein Anhänger dieses Aberglaubens war Horatio Nelson, der berühmte Admiral; an dem Mast seines Flaggschiffes war stets ein altes Hufeisen genagelt. Ueberhaupt findet man speziell unter den Seelenten aller Zeiten die abergläubischsten Menschen.

Der Einfluss der „Gefetze des Glücks“ ist jedoch nicht an den Tag gebunden. Die Nacht mit ihren Träumen bietet ein großes Feld für die Lehren des Aberglaubens, alle möglichen Schlüsse konnte man aus den Erscheinungen der Nacht ziehen. War der Träumer imstande, seiner Visionen sich

noch beim Erwachen zu entsinnen, so konnte er immerhin Maßregeln ergreifen, um drohendes Unheil zu verhüten.

Im Talmud befinden sich direkte Anweisungen, unglückliche Träume in glückliche zu verwandeln. Von einem Hund zu träumen, bedeutet Unglück, sobald der Schläfer erwacht, muß er eine bestimmte Stelle lesen, wodurch dasselbe vermieden wird. Das Glück, das einem Traum von einem Ochsen, einem Löwen oder einem Vogelschwarm folgen soll, hängt von der Größe des Abschnitts ab, den der Träumer bei seinem Erwachen in der Bibel liest. Eine Schlange oder eine Biene bedeutet Reichtum, und wer im Schlafe einen Esel sieht, kommt sicher ins Paradies. Träume von einem Dorn, einem Myrtenzweig, einem Weinberg sind alle glückverheißend.

Dagegen von einem eingefallenen Dach, ausgefallenen Zähnen zu träumen, bedeutet stets Unglück, welches nur durch vierundzwanzigstündiges Fasten gehoben werden kann. Heutzutage werden „Traumbücher“ wohl nur noch von unseren Dienstmädchen gelesen.

Wie stolz auch immer ein Bienenzüchter sein mag, seine Bucht wird niemals prosperieren, wenn er seinen ersten Schwarm kauft. Wenn er nicht zufällig zu ihm kommt, so muß er ihn erbitten oder stehlen. Wenn zufällig ein Kleidungsstück gemendet wird, so darf man es nur so weiter tragen, weil sich sonst das Glück abwendet.

Kein Insektenliebhaber darf sich abhalten lassen, den ersten Schmetterling zu töten, da andernfalls 12 Monate Armut über ihn kämen. Wer den Neumond durch ein Fernrohr ansieht, wird Unglück an seine Fersen heften. Wer ein Messer oder ein anderes scharfes Instrument als Geschenk annimmt, „durchschneidet Liebe“.

Die Macht des Aberglaubens hat uns noch sehr viele Gewohnheiten der „Gefetze des Glücks“ überliefert, von welchen sich selbst der moderne Mensch erst im Laufe von Jahrhunderten befreien wird.



Der „vollkommene“ Gentleman. Als Mark Twain in Newyork wieder einen seiner beliebten Vorträge hielt, in denen er in seiner paradoxen und amüsanten Art über dieses und jenes plauderte, wurde ihm auch die Frage vorgelegt, wen er für einen wirklichen Gentleman halte. Er meinte zunächst, daß jeder Mensch, der gütig, ehrlich und anständig sei, ein Gentleman wäre, aber das genügte seinen Zuhörern nicht, und nun fing der amerikanische Humorist zu erzählen an. Er berichtete von seinem alten Kutscher, der vor 36 Jahren ihn zum ersten Male bei seiner Hochzeit gefahren habe. „Es war ein junger Fre, schlank, groß, mit einem lichten Ausdruck im Gesicht, ehrlich und treu. 25 Jahre hindurch haben wir uns voneinander nicht getrennt. Er war der Erzieher und der Spielgenosse meiner Kinder, als er jung war, alles an ihm war Anhänglichkeit und Ehrerbietung. Nun ist er alt geworden, aber immer noch jung im Herzen. Niemals gab er mir zu einem Tadel Anlaß, niemals brauchte ich ihm etwas zu befehlen. So habe ich mir nach ihm meine Vorstellungen von einem vollkommenen Gentleman gebildet, und ich teile sie nun auch Ihnen mit: meinen alten Kutscher Patrick McMiller.“



Humor.

Das ordentliche Fränzchen. Großmama: „Was tust du denn in der Speisekammer, Fränzchen?“

Der kleine Franz: „Ach, Großmutterchen, ich räume nur ein paar Sachen fort.“



Tausendfach bewährte Nahrung bei:
**Brechdurchfall,
Diarrhœe,
Darmkatarrh, etc.**